

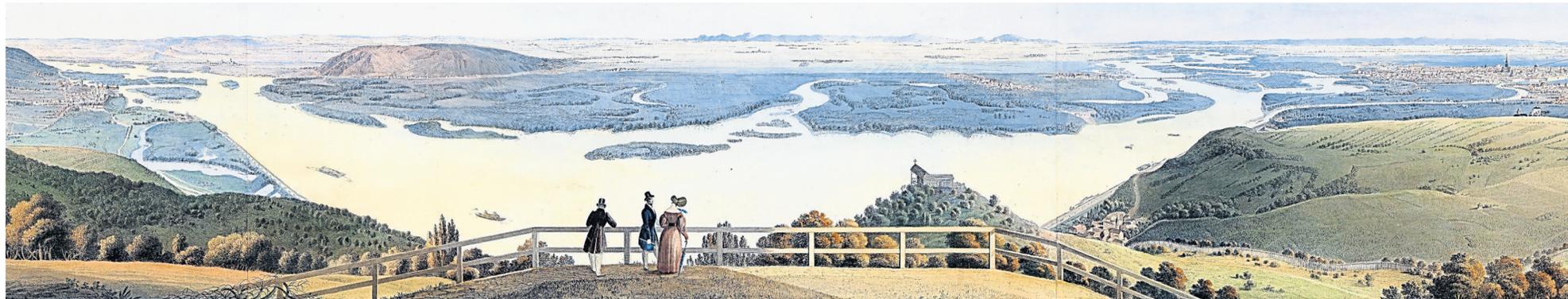
ZEITEN, ZEUGEN, ZÄSUREN

EINWURF

APROPOS FÄHREN

Das Problem der Überfuhr

„Bevor die Donau-Brücken bei Wien gebaut wurden, verlief der gesamte Verkehr zwischen den beiden Donaufufern über Fahren. In früheren Zeiten, als die Donau allgemein noch weniger Wasser führte, konnte man an ganz wenigen Stellen die Donau durchwaten oder durchfahren. Das Übersetzen von Menschen, Tieren und Handelswaren mittels Überfuhr war seit der Frühzeit eine gute Möglichkeit, Geld zu verdienen. Fahren und Fährstationen bildeten damit ein Kernstück mittelalterlicher Infrastruktur. Zudem waren sie ein wichtiges Kontrollwerkzeug der Obrigkeit, denn die Fährwege wurden meist von Soldaten bewacht und ein entsprechender Zoll eingefordert.“ (Erich Wonka)



Der Lieblingsblick auf Wien im 19. Jahrhundert. Eine großartige und selten zu sehende Panoramadarstellung aus dem Biedermeier: Wien und die noch nicht regulierte Donau vom Leopoldsdorf aus gesehen, handkolorierte Lithografie von Johann Wachtl, entstanden 1830.

# Wie die Donau nach Wien kam

Mensch und Natur am Beispiel eines Flusses und seiner Anrainer. Wie hat der Mensch die Landschaft verändert? Und wie hat sie den Menschen geprägt? Ein neues Buch erzählt, wie der **Donauraum** zwischen Klosterneuburg, Korneuburg und Wien besiedelt wurde.

VON GÜNTHER HALLER

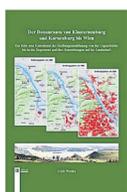
Warum entwickelte sich im Lauf der Geschichte ein Dorf zu einer Stadt? Warum siedelten die Menschen an bestimmten Orten lieber als an anderen? Waren es die günstigen Umweltverhältnisse, etwa Flussnähe, eine Kombination aus ökologischen und ökonomischen Faktoren? Wie bestimmt überhaupt ein Flussverlauf das Wachstum einer Stadt? Warum explodieren Siedlungen, die Jahrhunderte lang nur gemächlich gewachsen sind, plötzlich in wenigen Jahrzehnten, wie etwa Wien vor rund 150 Jahren nach dem Fall der Stadtmauern?

Dies alles sind Themen der Siedlungsgeschichte. Sie gibt uns spannende Aufschlüsse, wenn sie gut aufbereitetes topografisches Kartenmaterial zur Hand hat. Das Problem dabei ist die Qualität der Karten in den früheren Zeiten. Sie generalisierten stark und lieferten nur vage Informationen über die Ausbreitung von kleineren Orten außerhalb der Städte.

Es ist keine Kunst, die Donau seit ihrer Regulierung in den 1870er-Jahren darzustellen, doch was ist mit der Zeit davor? Erst ab dem 17. Jahrhundert gibt es Karten, auf denen der Flussverlauf einigermaßen gut dargestellt ist. Kein Wunder: Es genügte ein Hochwasser und die Donau war nicht mehr wiederzuerkennen, es wechselten Altarme und Inseln. Ein Albraum für den Kartografen.

Einer aus dieser Zunft ist der Geograf und Kartograf Erich Wonka aus

DAS BUCH



Erich Wonka  
„Der Donauraum von Klosterneuburg und Korneuburg bis Wien“

Ein Bild- und Kartenband der Siedlungsausdehnung von der Urgeschichte bis in die Gegenwart und ihre Auswirkungen auf die Landschaft.

Verlag Berger & Söhne Horn  
128 Seiten  
25 Euro

Klosterneuburg. Er war Statistik-Austria-Mitarbeiter und dort für die Erstellung von Karten mit statistischen Themen zuständig. Das Buch, das er vor Kurzem vorgelegt hat (siehe Literaturtipp), ist eine Fundgrube für jeden, der am Donauraum von Klosterneuburg und Korneuburg bis nach Wien hinein interessiert ist. Das Buch zeigt anhand von Texten, Plänen und Fotografien die Besiedlung dieser Region von der Urgeschichte und Römerzeit über das Mittelalter bis in neueste Zeiten.

Die von Wonka selbst angefertigten topografischen Karten, die sich auf alte Zeichnungen und statistische Daten stützen, erklären die Besiedlung in diesem immer stärker wachsenden Raum. Sie zeigen mit höchster Anschaulichkeit, wie der Mensch im Lauf der Geschichte auf Veränderungen reagiert hat und wie er wiederum durch seine Besiedlung die Landschaft um ihn herum verändert hat.

Die ungezähmte **Urdonau**. Vor elf Millionen Jahren existierte bereits eine Urdonau, sie floss wie heute gegen Osten, trieb sich aber herum in der Gegend des heutigen Krems, Hollabrunn, Mistelbach, um in einem Riesendelta in das Wiener Becken, damals ein pannonischer Süßwassersee, zu münden. Erst vor 300.000 Jahren hat sie sich einen Weg durch die sogenannte Wiener Pforte, zwischen Bisamberg und Leopoldsdorf, gebahnt, das kommt uns schon bekannter vor. Freilich: Gezähmt war sie noch lange nicht, es gab

ein Geflecht von Flussläufen im Wiener Becken, Seitenarme, Tümpel, Sümpfe.

Ab der Jungsteinzeit war das Wiener Becken kontinuierlich besiedelt, das begann vor 7500 Jahren. Allmählich entstand im Gebiet zwischen Klosterneuburg und Korneuburg ein dauernder Siedlungsplatz, die Donau verzweigte sich hier in mehrere Arme, floss dadurch langsamer, der Wasserstand war niedriger, man konnte ihre Arme mit Flößen durchqueren und Fische fangen. Auch die Höhenlage am Bisamberg, Leopoldsdorf und Wilhelminenberg wurde beliebt, hier entstanden Handelsplätze. Die Kelten, die die Urbewölkerung vertrieben, siedelten gerne oben.

Die hochwassersicheren, höher gelegenen Terrassen der Donau erleichterten die Verteidigung des Raumes. Das schätzten auch die Römer, die den Raum 15 vor Christus in ihr Imperium eingliederten. Die Donau bot sich als Grenze gegen die Germanen an. Wien und Klosterneuburg wurden Teil der Provinz Pannonien. Zum ersten Mal wurde das Siedlungsgebiet eine Art von Schmelztiegel, Römer, Kelten und befreundete Germanen lebten nebeneinander. Man vertrat sich.

Noch bevor es zum Legionslager Vindobona an der Stelle des heutigen Wiener Stadtzentrums kam, gab es in Klosterneuburg ein Kastell. Bei St. Martin bot sich nämlich die Möglichkeit, die Donau bei niedrigem Wasserstand zu Fuß oder mit Pferd und Wagen zu

durchqueren. Hier, bei dieser Furt, war der Wasserspiegel der Donau weit niedriger als heute. Eine wertvolle Stelle, die von beiden Seiten bewacht wurde, von der Klosterneuburger und der Bisamberger. Man wollte die Einfallsstraße möglichst gut überblicken.

Die Donau verzweigte sich in mehrere Arme, floss langsamer, eine Furt entstand.

Die Kontrollen der Donau-Überfuhr: Das waren die Ursprünge der späteren Orte Klosterneuburg und Korneuburg. Ab 1289 wurden die beiden Orte durch Herzog Albrecht I. getrennt und zu eigenen Städten. Die Trennung wurde notwendig. Durch die ständigen Veränderungen des Donauverlaufs ist es für die Bewohner der beiden Orte immer schwieriger geworden, zusammenzukommen. Bis zum Bau der ersten Brücke in Wien (1439) war hier der wichtigste Donauübergang. Zugleich wurde der Zugang nach Wien am rechten Donauufer gesichert. Auch Korneuburg hatte strategische Bedeutung als Deckung Wiens.

Viele kulturgeschichtliche Details werden von Erich Wonka geliefert, und er verliert dabei nie sein Thema aus den Augen, die Beziehung der siedelnden Menschen zum Wasser der Donau. Ein Beispiel: Mehl war in vorindustriellen Zeiten fast nicht transportabel, so musste das Getreide nahe beim Verbraucher gemahlen werden. In Wien existierten daher bis zum Ende des 19. Jahrhunderts schwimmende Mühlen, deren Räder durch die Donau angetrieben wurden. An fixe Plätze war in dieser hochdynamischen Flusslandschaft mit ihrem Hochwasser und Eisstößen nicht zu denken, ständig musste man die Standorte wechseln, um die Energie des Flusses möglichst ohne Untertreibung nutzen zu können. Viele

Namen erinnern noch an die Schiffsmüller, nicht zuletzt der Bezirkssteil Kaisermühlen: Auch das Kaiserhaus gehörte zu den Mehlproduzenten. Nach der Donauregulierung verschwanden die Schiffsmühlen allmählich, der technische Fortschritt machte sie überflüssig. Bereits 1255 ist der erste Wiener Fischmarkt belegt. Beliebt war die „Daubelfischerei“, eine spezielle Fangtechnik, bei der das Netz von vertäuten Kähen aus über eine Seilrolle abgesenkt wurde. Früh am Morgen fuhren die Fischer mit ihrem Fang dann zum Hohen Markt. Auch im Winter oder bei Regen durften sie weder Mantel noch Kopfbedeckung tragen. Sie sollten bestrebt sein, ihre Waren schnell loszuwerden, so wurde die Frische ihrer Ware garantiert und die Geruchsbelästigung verhindert. Nicht verkaufte Fische wurden lebendig in durchlöcherchten Holzkisten im fließenden Wasser des Donaukanals aufbewahrt. Als die Wasserqualität im Kanal immer schlechter wurde, fiel diese Art von Vorratshaltung weg.

Der Fluss wurde berechenbar. Jahrhunderte lang siedelten Menschen vor der Donauregulierung neben dem unberechenbaren Fluss, bedroht durch Hochwasser, vor allem in den tiefer gelegenen Ortschaften am linken Ufer wie Leopoldsdorf und Floridsdorf. Ab 1870 wurden die vielen verästelten Seitenarme der Donau abgedämmt oder zugeschüttet, ein schnurgerader Hauptstrom mit 300 Metern Breite und einem breiten Überschwemmungsgebiet am linken Ufer entstand.

Durch die Donauregulierung gab es neue Chancen für die Ansiedlung von Industrie, die Gründe neben der Donau waren billig und hochwassersicher, Beschwerden von Anrainern waren nicht zu befürchten. In der Nähe entstanden die dicht besiedelten, sozial homogenen Wohnviertel der Arbeiter. Für sie kamen andere Gegenden schon aus Kostengründen nicht

infrage. In Klosterneuburg wuchs ein dichter Streifen von Auwald zwischen der Stadt und dem neuen Donaueck.

Neben dem historischen Teil bringt Erich Wonkas Buch auch Aktuelles über die stark wachsende Siedlungsregion. Seit den 1960er-Jahren wurde das Wiener Umland zu einer begehrten Wohngegend. Die Entwicklung begann zunächst mit Zweitwohnsitzen, sie wurden nur saisonal benutzt, beginnend mit der Badesäule, dem Kleingartenhaus, bis zum Einfamilienhaus, bevorzugt am Waldrand oder in der Hanglage. Es war dies die Fortsetzung der großbürgerlich-adeligen Sommerfrische aus der Zeit der Monarchie, bei der man Ehefrau, Kinder und einen Teil des Haushalts prestigeträchtig übersiedelte. Wer sich das nicht leisten konnte, wurde in der gehobenen Gesellschaft schief angesehen.

Ständig war der Fluss Bedrohung und Gefahr, durch Hochwasser und Eisstöße.

So wurde auch ab 1960 für immer mehr Wiener mit sozioökonomisch höherem Status und in der Phase der Familiengründung das Umland attraktiv, sie wollten existierende Sommerhäuser ausbauen, in freistehenden Einfamilienhäusern leben. Wien verlor Bürger, die Gemeinden im Umland setzten auf Zuzug und widmeten ohne viel raumplanerische Expertise Grün- in Bauland um. Auch der Druck auf die Weinbauflächen mit ihren attraktiven Lagen stieg.

Mehr Verkehr und mehr Landschaftsverbrauch schufen neue Probleme, die Grundstückspreise gingen in die Höhe, die Siedlungsdichte stieg. So grün wie erwartet war für die Familien die Umgebung dann nicht mehr. Auch dafür liefert der gelungene Bild- und Kartenband anschauliches Hintergrundmaterial.

Culture Clash

FRONTNACHRICHTEN AUS DEM KULTURKAMPF



»Sonderbehandlung«. Hat die Aufregung über verletzte Sprachtabus und unterstellte Codes irgendetwas mit vernünftigen Hinterfragen von Absichten und Haltungen zu tun?

VON MICHAEL PRÜLLER

Landesrat Gottfried Waldhäusl hat „Sonderbehandlung“ gesagt. Die Aufregung ist groß. Der SPÖ-Klubobmann etwa hält den FP-Politiker „spätestens jetzt“ für rücktrittsreif. Haben die Nazis doch von „Sonderbehandlung“ geredet, wenn sie „Umbringen“ gemeint haben. Aber: Waldhäusl hat das eindeutig nicht gemeint. Warum dafür zurücktreten? Waldhäusl hat junge Menschen, für die es keinen Haftgrund gab, in eine Art eigens dafür errichtetes illegales Gefängnis einsperren lassen. Aber die Rücktrittsreise erreicht er erst durch das böse Wort? Echt jetzt?

Sollten wir nicht eher darüber debattieren, was einer gemeint hat, als darüber, welchen Begriff er verwendet hat? Die Pflicht zum Einhalten von Sprachtabus, die kaum jemand genau kennt, ist wie das Spielen mit meinem Sohn, der sich als Kind gern Spiele ausgedacht hat. Hat man ihn nach den Regeln gefragt, war seine Antwort: Das wirst du dann schon sehen! In einer solchen Position pfeift man irgendwann auf Mitspielen.

Noch dazu, wenn nur ein Teil der Mitspieler die Regeln einhalten muss. Ich denke da etwa an Christian Kern, der im Mai im Nationalrat über eine „Sonderbehandlung von Konzernen“ gesprochen hat. Dabei hatte er sogar wenige Tage davor über NS-belastete Sprache getweetet – mit dem Beispiel: „Jemand eine Sonderbehandlung zukommen lassen.“ Ich denke da auch an einen Artikel im „Standard“, der die FPÖ dafür kritisiert, George Soros zwar nicht als Juden kenntlich zu machen, das aber mit Codes wie „Spekulant“ anzudeuten. Dabei nennt auch jeder im „Standard“ Soros einen „Spekulanten“, selbst die ehemalige Chefredakteurin.

Die Liste ist lang. Bei Innenminister Kickls Idee, Asylwerber zu „konzentrieren“, hat die Debatte um den Begriff vom eigentlichen Skandalon abgelenkt: Dass jemand Großlagern das Wort redet, während alle Erfahrungen zeigen, dass damit nur die Zahl der Probleme steigt. Und dass das ja sogar die Absicht dahinter hätte sein können. Und ich habe immer noch nicht zu staunen aufgehört über die Reaktion auf den Facebook-Eintrag von der Tullner FP-Politikerin Miriam Rydl, in dem sie Flüchtlingsmänner als „Untermenschen“ bezeichnet hatte. Rydl entschuldigte sich mit: „Ich wusste nicht, dass das ein Nazi-Wort war“ – und damit war's offenbar wieder gut. Ist es also in Ordnung, anderen die volle Menschenwürde abzusprechen, solange man es nur ohne kontaminierte Begriffe tut?

Eine Demokratie braucht eine harte Diskussion um Absichten und Haltungen. Aber die politische Variante des vorpubertären „Haha! Du hast das böse Wort gesagt!“ ist verzichtbar.

Der Autor war stv. Chefredakteur der „Presse“ und ist nun Kommunikationschef der Erzdiözese Wien.

meinung@diepresse.com diepresse.com/cultureclash

LESERBRIEFE SAGEN SIE UNS DIE MEINUNG

Ihre Briefe an: [leserbriefe@diepresse.com](mailto:leserbriefe@diepresse.com) – Die Presse, Hainburger Straße 33, 1030 Wien. Hinweis: Die abgedruckten Leserbriefe müssen nicht der Meinung der „Presse“ entsprechen. Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

»Vom Verzicht zum Konsum«, von Erich Kocina, 9. 12.

Spannende Kindheit

Da ich Zeitzeuge der Nachkriegsjahre, auch als Kind, war, darf ich ergänzen beziehungsweise anders Wahrgenommenes schildern. Zucker ging mir nicht ab, aber ich kannte auch Saccharin, das ein Schwarzhandelsgegenstand war, wie auch amerikanische Zigaretten und der Dollar.

Meine Mutter und ich sind im August 1944 von Lodz nach Österreich übersiedelt, meine Großeltern treckten einen Monat im Winter 1945 nach Österreich. Vorher hatte mein vorausbl-

ckender Großvater immer wieder Pakete mit Wollstoffen (er arbeitete in einer Textilfabrik) nach Österreich geschickt. Diese verkaufte er dann nach dem Krieg gegen Butter, Eier und Fleisch den Bauern, die er mit dem Fahrrad besuchte. Das alles war nicht wirklich erlaubt, aber wer schwarzhandelte damals nicht? Das war auf dem Land, wo ich lebte, sicher leichter als in der Stadt. Aber in die Stadt – nach Linz ins DP-Lager Wegscheid (DP steht für Displaced Person) – fuhr man, um Zigaretten und Dollars zu beschaffen. Was mir als „Luxusprodukt“ in Erinnerung blieb, war Speiseeis. Meine Mutter erzählte mir von dieser Köstlichkeit, als es noch keines gab – und ich sah

dann eines Tages, dass dem Gastwirt des Orts große Eisstangen geliefert wurden, schlug mir ein Stück ab und war enttäuscht. Es war nur das Eis für den Kühlraum des Gasthauses. Butter wurde mit Margarine vermischt und gestreckt. Schmalzbrote waren ein Traum. Eines Tages gab es auch Wurst, meist nur Leberkäse, und der hatte im Sommer (wir hatten keinen Kühlschrank) manchmal grüne Flecken.

Meine Großmutter strich Senf darüber, Speisen stehen lassen gab es sowieso nicht. Ich ging Kegel aufstellen und verdiente mir so etwas dazu. Davon gönnte ich mir „Wurststrelin“ um 50 Groschen oder – später – manchmal ein Eis. Auch Altmetallsammeln war

angesagt. Kupfer war das begehrteste, 18 Schilling das Kilo bekam man – ein sagenhafter Preis, aber Kupfer war ausgesprochen rar.

Ja, und einen Garten brauchte man, und „eingerext“ hat man auch; auch Sauerkraut in weißen Socken gestampft. Weggeworfen wurde nichts, höchstens getauscht. Ich möchte meine Kindheit nicht missen – heute würde man sagen: „Sie war spannend!“ Jürgen Jauch, 4040 Linz

»Das kleine Krabbeln«, Gartenkralle von Ute Woltron, 2. 12.

Gute, aber teure Idee

Die Idee des österreichischen Künstlers Edgar Honetschläger ist grundsätzlich gut, aber auch sehr teuer. Rechtsanwält, Grundbuch, wo ist das Grundstück?

Wer betreut es, wer mäht, wer entsorgt das Gras, die Blumen? Wem gehört das Grundstück, wer bekommt

das Geld, wenn es verkauft wird und keiner mehr will, und so weiter?

Einfacher: Ich sage allen meinen Freunden, die einen Garten besitzen, legt zwei, drei Quadratmeter Blumenwiese in eurem sterilen englischen Garten an. Ich weiß nicht, wie viele Gartenbesitzer es gibt, sicher Millionen. Das gäbe dann viele Millionen Quadratmeter Blumenwiese.

Jeder weiß, wo sie ist, jeder kann sie selbst betreuen – das alles ohne Kosten und Aufwand. Alfred Celedin, 9020 Klagenfurt

»Der Aufstieg des Christentums zur Weltreligion ist laut einem Historiker einem überlegenen Marketing geschuldet.« Wort der Woche von Martin Kugler, 9. 12.

Keine Überraschung

Dass das junge Christentum ein beachtenswertes Marketing hatte, ist wohl keine wirkliche Überraschung. Viel mehr erstaunt daran die Tatsache, dass

die ersten „Produktmanager“ ein Produkt bewarben, das ihnen keine Art von persönlicher Bereicherung versprach – im Gegenteil: die Vermarktung ihres „Produkts“ ging häufig sogar mit dem eigenen Tod Hand in Hand.

So ist vor allem die Frage nach dem „Produkt“ spannend: Was ist das, was unter schwierigsten Voraussetzungen, dem Fehlen jeglichen materiellen Gewinns, in größter Uneigennützigkeit und mit solch unerschütterlicher Leidenschaft und Standkraft „vermarktet“ wurde? Katharina Thomic, 4040 Linz

»Die CDU wählt „AKK“ als Angela Merks Erbin«, von Iris Bonavida, 9. 12.

Vergebene Chance?

Eine gute Entscheidung oder eine vergebene Chance? Die Delegierten der CDU haben abgestimmt, sie haben der Kontinuität und Berechenbarkeit den Vorzug gegeben. Friedrich Merz hätte

»Ich möchte meine Kindheit nicht missen – heute würde man sagen: Sie war spannend!« JÜRGEN JAUCH

seiner Partei sicherlich ein kantigeres Profil geben, sein wirtschaftsliberaler Kurs, sein klares Bekenntnis zur Leistungsgesellschaft, seine rigorose und restriktive Haltung in der Migrationsfrage dürften jedoch so manchen Christdemokraten abgeschreckt haben.

Ob die CDU unter der neuen Vorsitzenden im Tandem mit Kanzlerin Merkel den Weg der Erneuerung geht und neue Wählerschichten gewinnen oder ehemalige zurückholen kann, wird die Zukunft weisen. Man wird abwarten müssen, wie sich das neue Team entwickelt, welche Strategien es entwirft, um die Bandbreite einer Volkspartei abzudecken.

Friedrich Merz wäre jedenfalls eine Persönlichkeit gewesen, die der CDU nach der Angela-Merkel-Ära eine Frischzellenkur und neue Impulse hätte verleihen können.

Mag. Gerald Gruber, 3353 Seitenstetten